

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

immer ihre Konfession sei: alle sind tatsächlich von Oslo mit hellerem Gemüt zurückgekehrt, nachdem sie den greifbaren Beweis erhalten haben, daß es noch Menschen gibt, die im Namen Christi alle Unterschiede der Rasse und der Nationalität zu überwinden wissen, und die gegenüber den anderen die eigenen Verfehlungen und die eigene Verantwortung zu erkennen wissen; daß es noch Völker gibt wie das norwegische Volk, die arbeiten können, indem sie ihren eigenen Frieden und ihre eigene Freiheit eifrig hüten und die Rechte der anderen gewissenhaft anerkennen.

Catania.

Giovanni Rizza.

(Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Salome Christ, Basel.)

Renzenionen.

A. M. Dubarle, O. P. (Prof. an der Theologischen Fakultät von Saulchoir), *Les Sages d'Israël*, Lectio Divina 1, Paris, Les Editions du Cerf, 1946, 277 S.

Dieser erste Band einer Bücherreihe, mit dem Ziel, ein gebildetes Publikum durch bessere Vertrautheit mit der Bibel zu bereichern, will an Hand der Weisheitsbücher die Entwicklung der entsprechenden Lehren vorführen. Behandelt werden die beiden Schöpfungsberichte, Proverbien, Hiob, Qohelet, als «Nachlese» Deuteronomium, Baruch 3, 9 bis 4, 4 und Psalmen, endlich Ben Sira, Sapientia und — unter dem Motto «Hier ist mehr als Salomo» — die Evangelien. Schon diese Uebersicht zeigt, daß der Verfasser den Begriff «Weisheit» sehr weit faßt und auf genaue Bestimmung des zeitlichen Verhältnisses der genannten Schriften keinen Wert legt. Auf die literarkritischen und Altersfragen geht er nicht ein. Ebenso bleibt das Problem der fremden Herkunft der Weisheitsliteratur und ihrer allmählichen Israelitisierung unerörtert, obgleich das Literaturverzeichnis entsprechende Arbeiten aufführt. Wissenschaftliche Aspirationen hat das Buch also nicht; zu einer inhaltlichen Orientierung mag es immerhin dienen, wenn man die genannte Selbstbeschränkung in Kauf nimmt.

Basel.

Walter Baumgartner.

Matthew Black, An Aramaic Approach to the Gospels and Acts, Oxford, Clarendon Press, 1946, VII und 250 S., 15 sh.

Wie die Vorrede mitteilt, ist das Buch aus vier Vorträgen an der Universität Glasgow erweitert und von dieser als philologische Dissertation angenommen worden. Als Vorbilder seiner Forschungen dienten dem Verfasser vor allem Wellhausen und Burney, bei der Arbeit genoß er vorzüglich die Beratung durch seinen Lehrer Paul Kahle.

Die Frage der Semitismen im griechischen Neuen Testament leidet unter einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten. 1. Hebräisch und Aramäisch sind im Spiegel der Semitismen des nt. Griechisch nur selten zu scheiden; doch ist im allgemeinen im Bereich der Zitate aus dem AT mit Hebraismus, in der Erzählung und den Sprüchen der Evangelien mit Aramaismus zu rechnen. In den Evv. fließen die beiden Linien zusammen. 2. Direkte aramäische Quellen aus der Zeit Jesu sind nicht erhalten, weil zwischen rund 200 v. Chr. und rund 200 n. Chr. eine Ueberlieferungslücke klafft. Die Frage, welche der verschiedenen Formen des Aramäischen dem palästinischen der Zeit Jesu am nächsten stand, wird verschieden beantwortet; Black (S. 16 ff.) vertritt die Ansicht, es sei das des neugefundenen und von P. Kahle 1930 herausgegebenen palästinischen Pentateuchtargums, sodann auch das samaritanische Aram. und das christlich-palästinische Syrisch (ein Urteil hierüber steht mir nicht zu). 3. Hat schon die Rückübersetzung nt. Wörter oder Stellen ins Hebr. ihre Schwierigkeit, so gilt das aus den angegebenen Gründen vermehrt für die ins Aram. 4. Auch der Vergleich des nt. Griech. mit dem zeitgenössischen Volksgriechischen ist nicht so einfach, wie es sich seinerzeit Deißmann gedacht hat: nicht alles, was im Profangriech. irgend einmal vorkommt (etwa in einem vulgären Papyrus), ist wirkliches Griech.; Erscheinungen, die für das Griech. am äußersten Rand des fehlerhaft oder nachlässig Möglichen liegen, aber im NT häufig sind, sind doch Semitismen, wenn sie im Hebr. oder Aram. geläufig sind. 5. Die Beurteilung der einzelnen Stellen des NT nach Semitismus oder nicht ist oft sehr von der genauen Exegese abhängig. 6. Der Beurteiler müßte also idealerweise in sich die Meisterschaft im Hebr., Aram., im hellenistischen Griech. und in nt. Exegese vereini-

gen. Ich kenne niemanden, der diese ideale Forderung erfüllt! Genaue Kenntnis des Aram. scheint auch unter den Semitisten und Neutestamentlern sehr selten zu sein (schon wegen der Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel), und für die griech. Beurteilung reicht die Kenntnis des Schulgriechischen nicht aus. Black ist Aramaist, ich komme vom hellenistischen Griech. her; es kann also meine Aufgabe hier nur sein, von da her zu prüfen, ob das, was Black als Aramaismus erklärt, sich nicht auch vom zeitgenössischen Griech. aus verstehen läßt.

Bei dieser Gesamtlage ist es verständlich, daß Black vor allem die bisher behaupteten Aramaismen des NTs nachzuprüfen hatte und selten etwas Neues findet (es ist schade, daß er seine eigenen Funde nicht deutlich herausstellt; sein Verdienst scheint hauptsächlich die Beibringung mancher neuer Belege aus der aram. Literatur zu sein). Diese Nachprüfung geschieht bei Black in sehr sorgfältiger Weise und im Bewußtsein der Schwierigkeiten. Das Gesamtergebnis ist auf den Seiten 206—215 zusammengestellt. Am sichersten sei, daß hinter den Evv. eine aram. Spruchquelle stehe, wobei «Quelle» nicht unbedingt als schriftliche Vorlage gefaßt werden müsse. Aramaismen fänden sich besonders in Jesusworten, aber bei Mc. auch sonst. Die Hypothese von Burney, nach der das Joh.ev. aus dem Aram. übersetzt ist, sei möglich, aber nicht mehr. Ueberhaupt lehnt Black den Ausdruck «Uebersetzungsgriechisch» für die Evv. und ihre Aramaismen im allgemeinen ab; in Q z. B. sei die «Uebersetzung» not literal but literary (S. 209) — eine, wie mir scheint, glückliche Formulierung. Viel häufiger sei die «Interpretation» der aram. Tradition: «All translation involves interpretation, but the Gospels are not just the interpretation of translators; they are also the 'Targum' of Evangelists» (S. 210). Für die Textkritik wichtig (aber nach meinem Eindruck einer genauen Nachprüfung bedürftig) ist das Ergebnis, daß in den synopt. Evv., weniger im Joh.ev., der D-Text mehr Aramaismen enthalte und eben deswegen dem Urtext im allg. näher stehe als der BS-Text; Black kommt also (im Anschluß an Aufsätze des Holländers Wensinck, die S. 5 Anm. 1 zitiert sind) zur alten These von Blaß zurück! Soweit die Ergebnisse der Untersuchungen von Black.

Kritisch muß vom Standpunkt des Gräzisten aus gesagt

werden, daß Black über die neuere Forschung auf dem Gebiet des hellenistischen Griechisch und ihre Anwendung auf das nt. Griech. kaum orientiert ist, was doch an Hand meiner Forschungsberichte über die Jahre 1907—29 bzw. 1930—35 in Bursians Jahresberichten (über die Semitismenfrage dort Bd. 240, 1933, S. 24 f. und Bd. 261, 1938, S. 206 ff.) und an Hand meiner Neuauflagen der Grammatik von Blaß (Black kennt nur Blaß-Thackeray von 1905!) sehr leicht gewesen wäre. S. 79 erklärt Black das lukanische (ἐν) αὐτῇ τῇ ὥρᾳ als wörtliche Uebersetzung des aram. bh-s't' «in diesem Augenblick» = «sofort»; die Papyrusstellen (s. Blaß-Debrunner⁷ § 288, 2 Anhang) machen diese Annahme überflüssig. Dasselbe gilt von ἀπὸ μιᾶς (S. 82 f.; s. ebenda § 241, 6 Anh.) und von ἐπιούσιος (S. 149 ff.; s. ebenda § 123).

Auf eine wichtige Uebereinstimmung von Black mit anderweitiger modernster Forschung (die ihm noch nicht bekannt sein konnte) möchte ich noch hinweisen: J. 5, 39 ἐραυνάτε τὰς γραφάς, ὅτι ὑμεῖς δοκεῖτε ἐν αὐταῖς ζωὴν αἰώνιον ἔχειν hat zwar keine griech. Handschrift des NTs, wohl aber einige altlateinische, sowie der arabische und der niederdeutsche Tatian und einige Kirchenväter die Lesart *in quibus putatis* . . .; aber neuerdings zeigt nun auch das «Unbekannte Ev.» ἐν αἷς ὑμεῖς δο[κεῖτε]. Black führt die Verschiedenheit der Lesart auf verschiedene Wiedergabe des sehr vieldeutigen aram. *de* zurück und deutet den Tatbestand so: das «Unbekannte Ev.» habe seine Fassung aus einer vom Joh.ev. unabhängigen unkanonischen Spruchquelle erhalten. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangt von andern Ueberlegungen her G. Mayeda in seiner Arbeit: Das Leben-Jesu-Fragment Papyrus Egerton 2 (Bern 1946) S. 21. Daß auf diese Weise die Vorgeschichte unsrer Evangelien verwickelter wird, als man es vielleicht gewöhnlich geglaubt hat, spricht nach meiner Meinung nicht gegen, sondern für diese Auffassung. Diesen Eindruck bestätigen überhaupt die Untersuchungen von Black. Daß damit diese Vorgeschichte nicht leichter, sondern schwieriger zu entwirren wird, dürfte klar sein.

Nachtrag. Erst nach der Korrektur kam mir ein neuer Aufsatz zu Gesicht, der sich ebenfalls mit der Frage des ara-

mäischen Einschlags im NT befaßt: *Georges Gander, Le texte du Nouveau Testament, Etude d'isagogique et de linguistique appliquée, Revue de Théologie et de Philosophie, N. S. 34 (1946), 153—174.*

Ganders Absicht ist, die Rolle des Griechischen gegenüber derjenigen des Aramäischen möglichst einzuschränken und weit hinauszuschieben. Wohl gibt er zu (S. 161), daß Paulus seine Briefe an die heidenchristlichen Gemeinden natürlich griechisch abgefaßt hat; aber sie seien doch aramäisch gedacht; es sei bezeichnend, daß ihm die Offenbarung von Damaskus in aramäischer Sprache zugekommen sei (ich habe zwar von Act. 26, 14 eher den Eindruck, er sei über die aramäische Anrede erstaunt gewesen!). Aber später wird immer von Gander so gesprochen, als ob das ganze NT aus dem Aram. ins Griech. übersetzt wäre. Unser griechisches NT sei so zu beurteilen, wie wenn wir zufällig das AT nur in der Fassung der Septuaginta hätten: unsre nt.lichen Handschriften seien «les Septante du NT» (S. 163). Die schärfste Formulierung finde ich auf S. 170: «Il est fâcheux que nous n'ayons de cette apogée» (d. h. vom Gipfelpunkt der Entwicklung von etwa 250—313) «que quelques papyrus nous donnant un ou deux chapitres de texte!» Daran ist zweierlei unrichtig: 1. Gander scheint von den umfangreichen Chester Beatty Papyri, die doch ins dritte Jahrhundert gehören, nichts gehört zu haben, obschon sie seit 12 Jahren allgemein zugänglich und in den Zeitschriften reichlich erwähnt worden sind. 2. Die von Gander verachteten Papyrusfetzen sind doch Stücke von ganzen Handschriften; wenn also z. B. der älteste nt.liche Papyrus, das Fragment aus dem Joh.Ev., um das Jahr 100 geschrieben worden ist und genau den Text unsrer späteren Handschriften bietet, so beweist das, so klein auch das Fragment ist, daß es um 100 herum schon Handschriften unsres griechischen Joh.Ev., und zwar in Aegypten, gegeben hat. Vor diesen beiden Tatsachen muß das ganze extrem systematisch konstruierte Gebäude von Gander zusammenbrechen. — Also wieder ein Beispiel, daß man an das Aramaismenproblem nicht nur von der Seite des Aram. herangehen darf!

Bern.

Albert Debrunner.

Als Semitist kann ich Blacks Buch, wie immer man über Einzelheiten urteilen mag, nur als eine vorzügliche Leistung, für den Neutestamentler ebenso wichtig wie für den Semitisten, bezeichnen; verrät es doch eine sichere Beherrschung des weiten aramäischen Sprachmaterials, eine gute Methode und einen weiten Blick, der ihn auch die Vielgestalt des Problems und die Schwierigkeit der Alternative Uebersetzung eines aramäischen Originals oder nur Hintergrund einer aramäisch redenden Welt gebührend empfinden läßt. Von allgemeinem Interesse sind aus dem ersten Teil der Uebersicht über die Geschichte der Frage, wobei er in der Kontroverse Dalman-Schultheß weder dem einen noch dem anderen einfach recht gibt, sondern auf die Bedeutung des von Kahle entdeckten und in «Masoreten des Westens» II (1930) veröffentlichten «palästinischen Targums» hinweist (S. 1 ff.), und die Besprechung aller in Betracht kommenden aramäischen Dialekte (S. 13 ff.), beides zusammen die beste mir bekannte Einführung in das ganze Problem. Dankenswert sind aber auch die beiden Anhänge: über westaramäische Elemente in den alt-syrischen Evangelien und über die an Tatian anknüpfenden arabischen und mittelalterlichen Evangelienharmonien.

Im großen Mittelstück behandelt Bl. das Problem selber unter verschiedenen Gesichtspunkten: Syntax, Wortschatz, poetische Form, Falschübersetzungen, Aramäisches als Ursache von Varianten. Gewiß wird auch da der Neutestamentler oft das letzte Wort haben. Er muß z. B. entscheiden, ob des Petrus Antwort in der Fassung von Mk. 14, 68 wirklich so ungereimt ist, daß man mit Torrey etwas anderes dahinter suchen muß (S. 61). Und er mag da gerade auf Grund neuerer Beiträge von gräzistischer Seite, deren Nichtberücksichtigung Koll. Debrunner rügt, öfter anders urteilen. Aber im ganzen empfindet man doch das Fehlen der Einseitigkeit des nur auf eine Theorie versessenen Spezialisten sehr angenehm. Gerade im Unterschied zu jener Arbeit von Gander, wo Debrunners Kritik nur allzu berechtigt ist. Gegen G. hat auch schon der Semitist mancherlei einzuwenden; Bl. muß wirklich ungleich ernster genommen werden.

Warum S. 86 u. 138 'adh für «again» und nicht 'odh wie S. 169 u. 171?
— Statt 'abbarath S. 115 f. lies 'abbarath, und S. 130 letzte Zeile qalleth. —

Die auf S. 104 besprochene Verwechslung von hawā und hū, beides hw' geschrieben, spielt auch in die Textgeschichte von Dan. 6, 11 hinein. — Das «wer ist dein Name» (S. 219) kennt auch das Mandäische (Nöldeke, Mand. Gramm. S. 341). — Das jehib Dan. 7, 14 (S. 220) ist in dem in Bibl. Hebr.³ zugrunde gelegten Leningradensis gerade plene geschrieben, und ebenso pum (S. 218) wenigstens in Varianten. — S. 86 f. fehlt unter den Beispielen für nach aramäischer Art nicht ausgedrückten Komparativ das schönste Beispiel, τὴν ἀγαθὴν μερίδα Lk. 10, 42 in Jesu Antwort an Martha, das so gefaßt ihr auch mehr Recht werden läßt. — Bei der Nachwirkung des aramäischen «Dativus ethicus» nennt Bl. u. a. auch das λέγοντες / εἶπον πρὸς / εἰς ἑαυτοὺς, das er «were them saying, did them say» wiedergiebt. Gibt es für diese namentlich bei intransitiven Verben der Bewegung ja sehr verbreitete Erscheinung (azal leh) einwandfreie Belege auch bei amar, wo das Mißverständnis eines wirklichen Dativobjekts «sagte zu ihm» doch allzu nahe liegen mußte? Und gerade Mk. 10, 26 gibt wörtliches «bei sich selber» auch einen guten Sinn: Jesus errät ihre geheimen Gedanken.

Basel.

Walter Baumgartner.

G. Sevenster, Hoogleeraar te Leiden, *De Christologie van het Nieuwe Testament*, Holland Uitgevermaatschappij te Amsterdam, 1946, 390 S., geb. fl. 12.50.

Der Verfasser läßt keinen Zweifel darüber, was die Absicht seines Buches ist: er will *die* Christologie des Neuen Testamentes darstellen: nur uneigentlich darf von *Christologien* gesprochen werden. Das will aber nun nicht sagen, daß er einen systematischen Aufriß derselben bietet und als Einheit entwickelt. Seine Methode ist vielmehr die der üblichen neutestamentlichen Theologie: er gibt eine geschichtliche Darstellung und geht den einzelnen biblischen Schriften in chronologischer Reihenfolge nach, stellt ihre christologischen Aussagen zusammen, interpretiert sie und sucht seine eigene Auffassung gegen andere Interpretationen zu begründen. Es ist eine gründliche, wohl abwägende und den Stoff vollständig umfassende Untersuchung. Sie enthält eine Fülle von beachtenswerten Ueberlegungen, für die man dem Verfasser Dank weiß. Dennoch hat mich das Buch nicht befriedigt, und ich kann mich dem Lob, das ihm H. N. Ridderbos in einer eingehenden Besprechung in der «Gereformeerde theologisch Tijdschrift», 1. Heft 1947, spendet, nicht anschließen. Es sind verfrühte Lorbeeren, wenn die Position der kritischen Forschung als durch Sevensters Buch erledigt betrachtet wird. Seine Untersuchung gleicht mehr einer Photographie als einem leben-

dig und plastisch geschauten und gezeichneten Bilde. Es ist analytisch-reproduktiv, es fehlt die schöpferische Synthese, die den Leser zwingende selbständige Schau. So ist bei der unermüdlichen, gewissenhaften Arbeit doch nicht ein eigentlich interessantes Werk herausgekommen.

Das Buch gehört durchaus in die Linie der Forschung, die im Neuen Testament die Einheit des Ganzen gegenüber der Verschiedenheit der einzelnen Verfasser zur Darstellung bringen möchte. Dieses Streben ist eine notwendige und heilsame Reaktion auf eine Betrachtung, die es als ein Bündel verschiedenster Schriften behandelte und über den Differenzen das Gemeinsame aus den Augen verlor. Aber diese Betonung der Einheit kann auch auf dem falschen Wege der möglichen Nivellierung und Angleichung erreicht werden, und das ist der Weg Sevensters. Es wird möglichst alles auf *eine* Fläche ausgebreitet, eine Aussage aus der andern interpretiert, und so entsteht kein Bild einer innern Bewegung und Entwicklung. Fast die ganze spätere Christologie wird schon in dem Zeugnis der Synoptiker vorgefunden. Das Buch leidet an der fundamentalen Unklarheit, daß die beiden Größen *Christuszeugnis* und *Christologie* nicht auseinandergehalten werden. Darum fehlt auch der mit großem Eifer entwickelten These die rechte Ueberzeugungskraft. Jede Christologie ist das Produkt zweier Faktoren: in erster Linie der lebendigen Begegnung mit Gestalt, Wort und Werk Jesu Christi als göttlicher, das Zentrum des Menschen erfassender und bezwingender Macht, aus der Gottes heiliger Wille und seine den Menschen zur Gemeinschaft erhebende Gnade offenbar und wirksam wird. Dazu tritt als zweiter Faktor das, was an Gedanken, Vorstellungen, Bedürfnissen, Fragen und Wünschen an diese Gestalt herangebracht wird und sich von ihrer Bedeutung und Wirkung Rechenschaft gibt: die denkende Verarbeitung, die Deutung und Vermittlung an andere. So erhebt sich immer die Frage: Was hat der Verfasser in persönlichster Begegnung von Jesus Christus empfangen? Was hat er an ihn herangebracht? Was ist so zustande gekommen? Göttliche Aktion wirkt menschliche Reaktion, unmittelbares Geschehen wird bezeugt, gedeutet und vermittelt. In der menschlichen Reaktion äußern sich menschliche Nöte und Bedürfnisse, Glücksverlangen,

Schuldgefühl, Schicksalsangst, Lebenshunger und Todesfurcht, Frage nach Grund, Sinn und Ziel, das ganze weite Gebiet jüdischer Messianologie und hellenistisch-synkretistischer Erlösererwartung. Die Einheit liegt beim Ausgangspunkt, in der lebendigen Person Jesu Christi, ihrem Wort, ihrer Tat und ihrem Geschick und dem Zeugnis von ihr. Die Christologie, d. h. die denkende, deutende und vermittelnde Verarbeitung aber zeigt die reichste Mannigfaltigkeit, und diese bedeutet nicht Verlegenheit, sondern Gewinn. Es tut der Einheit keinen Abbruch, wenn die Mannigfaltigkeit in der charakteristischen Eigenart der Zeugenden und Redenden kräftig herausgearbeitet wird. Sevenster aber glaubt die Einheit durch diese Nivellierung der christologischen Aussagen herstellen zu müssen. Die Christologie des Neuen Testamentes ist für ihn eigentlich schon von Anfang an fertig, und darum müssen die Synoptiker und Johannes, Paulus, Jakobus und der Apokalyptiker im Grunde alle dasselbe sagen, und der bunte Reichtum der Gestalten geht hinter dem eintönigen Einerlei verloren.

In den die Synoptiker behandelnden Kapiteln werden Jesu eigene Botschaft und die Verkündigung der Evangelisten nicht genügend auseinandergehalten. Die Darstellung wäre viel klarer geworden, wenn Sevenster zuerst das besondere Selbst- und Sendungsbewußtsein Jesu herausgearbeitet hätte, um dann zu fragen, wie sich diese Epiphanie in der Botschaft der Berichterstatter, in den an ihn herangebrachten messianischen und andern Prädikationen widerspiegelt. Er bemüht sich, in den «Ich bin gekommen»-Worten wie auch in dem Wort über die einzigartige Erkenntnis des Vater die Präexistenzvorstellung zu finden. Solche Worte sprechen aber ganz schlicht eine Sendung und Offenbarung, selbstverständlich von göttlichem Rat-schluß und Walten her, aus, aber sie enthalten keine Reflexion über ein vor dieser Sendung vorhandenes Dasein; das kann nur sehr künstlich eingetragen werden. Vollends ist es eine gewaltsame Aktion, wenn sogar dem Jakobus die Christologie der übrigen neutestamentlichen Autoren zugeschrieben wird. Die Hypothese vom jüdischen Ursprung oder der jüdischen Grundlage des Briefes wird im Handumdrehen erledigt; ob 2, 1 der Name Jesu Christi und darum seine Bezeichnung als «Herr der Herrlichkeit» ursprünglich ist, wird gar nicht ge-

fragt, sondern kurzweg aus diesem Prädikat auf die Uebereinstimmung mit der paulinischen Christologie geschlossen. Auch die Polemik gegen die Forscher, die bei einem und demselben Verfasser, z. B. Johannes, Acta, Pastoralbriefen, verschiedene Schichten christologischer Konzeption unterscheiden, eine sogenannte adoptianische und eine Präexistenz-Christologie nebeneinander nachweisen wollen, entbehrt jeder Beweiskraft und wird dem Gegner nicht gerecht. Wenn im Schlußkapitel, das übrigens größtenteils schon vorher Gesagtes wiederholt, der Unterschied zwischen Jesus und Paulus, den Synoptikern und Johannes, Paulus und Johannes, dem Apokalyptiker, Jakobus und dem Verfasser des Hebräerbriefs abgeschwächt und in jede Christologie die der andern Schriften des neuen Testaments hineingedeutet wird, so hat die Einheit, die in der Sache, besser der sie verkörpernden Person liegt, solche künstliche Nachhilfe gar nicht nötig. Es ist dieselbe göttliche Macht und Liebe, die da überall bezeugt wird, und solche Uniformierung der Zeugen, wie sie in diesem Buche vorgenommen wird, tut dem Glauben in Wirklichkeit gar keinen Dienst, ganz abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Unhaltbarkeit. Die Gemeinschaft des Glaubens von der Christologie, vom Resultat statt vom Ursprung her schaffen und sichern zu wollen, heißt das Haus vom Dach aus bauen wollen.

Nun, Sevenster würde hier einwenden, daß er die Unterschiede zwischen den verschiedenen neutestamentlichen Autoren in der Christologie nicht leugne, aber er läßt sie bloß als formal gelten. «Die Verschiedenheit hat, was das Formale betrifft, nur Beziehung auf den Unterschied der Ausdrucksweise; was das Inhaltliche betrifft, nur auf einen mehr oder weniger deutlichen Unterschied der Akzente» (S. 356). Mit dieser Formulierung kommt man aber nicht durch. Daß z. B. das Christusbild der Apokalypse wesentlich dasselbe sei wie das der Synoptiker und nur formal oder in der Akzentverteilung davon unterschieden, das kann man nur sagen, wenn man die Tatsachen vergewaltigt. Natürlich gehen sie auf denselben Jesus Christus zurück; aber daß seine Widerspiegelung mehr als nur formal verschieden ist, das kann auch das Plädoyer Sevensters nicht aus der Welt schaffen.

Ueber dieser Kritik darf aber nicht übersehen werden, daß das Buch auch viele beachtenswerte Darlegungen bietet. Ich rechne dazu z. B. den Nachweis, daß sowohl Johannes als der Hebräerbrief nicht einfach als hellenistisch bezeichnet werden dürfen, weil sie beide das Werk Jesu durchaus in den Zusammenhang einer geschichtlich-eschatologischen Betrachtung hineinstellen; oder auch die Betonung, daß die Versöhnung überall als ein Werk aus göttlicher Initiative gefaßt wird und es sich darum nicht um eine Umstimmung Gottes handelt. Die eschatologische Bestimmtheit, aus der das ganze Neue Testament verstanden werden muß, wird mit Recht hervorgehoben, aber auch gezeigt, wie Gottes Gegenwart in Person und Werk Jesu damit verbunden bleibt. Auch darin wird man dem Verfasser gern beistimmen, daß er von Anfang an jede Trennung von Person und Werk Jesu ablehnt. Ich könnte noch manches nennen, was aus dem Buch zu lernen ist. Es wiegt aber leider den Widerspruch nicht auf, den ich erheben mußte.

Basel.

Rudolf Liechtenhan.

Ernst Staehelin: Johann Ludwig Frey, Johannes Grynaeus und das Frey-Grynaeische Institut in Basel, Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1947, Basel, Buchdruckerei Friedrich Reinhardt AG., 1947, mit 16 Kunstdrucktafeln, 221 S., Fr. 9.50.

Am 1. März 1947 hat das Frey-Grynaeische Institut in Basel sein 200jähriges Bestehen gefeiert. Aus diesem Anlaß hat sein jetziger Lektor, Ernst Staehelin, diese umfassende Festschrift auf den Tag pünktlich vorgelegt. Als Rezensent, der mit der reichen, intimen Stoffkenntnis gerade dieses Lektors in bezug auf die Basler Kirchen- und Kulturgeschichte nicht in Wettbewerb treten kann, darf ich nur den bescheidenen Versuch machen, einige Lichter auf das aufzusetzen, was in den ehrwürdigen und gastlichen Räumen des Instituts Geschichte und Gegenwart ist und was in der Darstellung Ernst Staehelins neues Leben gewonnen hat.

Mit einem etwas beschämenden Geständnis muß ich beginnen. Als ich bis 1933 noch in Deutschland war, fiel mir Semester für Semester in dem mir als dem Redaktor der damaligen «Theologischen Blätter» zugestellten Vorlesungsverzeichnis

der Basler Universität hinter dem Namen Paul Wernle der Zusatz «Lektor des Frey-Grynaeischen Instituts» auf. «Lektor»? «Institut»? Ich weiß gar nicht mehr so recht, was ich mir unter diesen Bezeichnungen vorgestellt habe. Es will mir so vorkommen, als wenn ich an irgendeine unterrichtliche Tätigkeit an irgendeiner Schule, etwa zur Aufbesserung des Professorengehaltes, gedacht hätte. Und doch hätte ich zum mindesten aus dem Artikel von Eberhard Vischer über die Universität Basel in dem bekannten Handwörterbuch «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Aufl. Bd. 1 1927, Sp. 785 ff., unterrichtet sein können, wenn es dort heißt: «Schon 1747 hatte Prof. Joh. Ludwig Frey mit seinem Freunde Joh. Grynaeus seine wertvolle Bibliothek, die Hälfte seines Hauses und eine Summe Geldes dazu bestimmt, einem gelehrten und gottesfürchtigen Manne überlassen zu werden gegen die Verpflichtung, wöchentlich den Studenten der Theologie einige Vorlesungen in dieser Wissenschaft oder in den ihr dienenden Sprachen und der Historie zu halten.» Nun, als ich nach Basel kam, wurde ich schnell und gründlich über die weite und tiefe Bedeutung des Frey-Grynaeum in der Basler Gelehrten-geschichte belehrt. In meinen Studien über die just in Basel erschienenen Erstdrucke apokrypher Evangelien und Apostelgeschichten stieß ich auf die «Monumenta Sanctorum Orthodoxographa» 1569 des Johann Jakob Grynaeus oder auch auf die Erstausgabe des Protevangelium Jacobi 1552 aus der Hand des Theodor Bibliander, der damit eigentümlicherweise die christliche Mission unter den Mohammedanern hat fördern wollen. Auf diese und viele andere Gelehrten-gestalten humanistischer Prägung und ökumenischen Ausmaßes stößt man immer wieder im neuesten Basler Rektoratsprogramm, auch wenn man es nur durchblättert, es nur «annascht». Von solchem Annaschen schrieb einmal Jacob Burckhardt an Friedrich Nietzsche, als dieser ihm etwas aus seiner Feder dediziert hatte. Während es aber in diesem Falle Jacob Burckhardt bei solchem vorläufigen Dank bewenden ließ, um dann nicht mehr darauf zurückzukommen, haben wir hier allen Anlaß, uns recht teilnehmend und fleißig mit der Geschichte des Frey-Grynaeum zu beschäftigen.

Wie intensiv und extensiv ist all das, was in diesem Ge-

lehrtenbereich geschehen ist! Wie erhaben ist dieses umfassende Geschichtsbild der in Basel geleisteten und in alle Welt ausstrahlenden Gelehrtenarbeit! Wie sehr hat man hier einen kundigen, sicheren Führer nötig, um sich in den Basler Gelehrtendynastien zurechtzufinden! Der Name des einen Institutsgründers, Frey, hat etwa 20, der des anderen, Grynaeus, etwa 12 Vertreter. Da die Vornamen oft dieselben sind, wird um der Deutlichkeit willen Johann Jakob Grynaeus I, II und III oder Samuel Grynaeus I, II und III oder gar Simon Grynaeus I, II, III und IV gesagt wie bei Fürsten. Dazu treten die Bernoulli, Burckhardt (dieser Name mit über 20 Vertretern!), Buxtorf, Iselin, Merian, Miville, Staehelin, Vischer, Wackernagel u. a. Alle diese gelehrten Herren hatten diese oder jene Beziehung zum Frey-Grynaeum. Die Geistesgrößen von zwei Jahrhunderten geben sich ein respektables Stelldichein, und das in Kritik und Antikritik bis hin zur rabies theologorum im Gelehrtenstreit, aber auch in nicht leichten Auseinandersetzungen über Professorenberufungen und Doktorpromotionen.

Johann Ludwig Frey, dem fast die erste Hälfte der Festschrift gilt, scheute sich nicht, von der «tenebrosa Aristotelica philosophia» zu sprechen. Er war der allererste sogenannte Privatdozent an Basels Universität, auch ihr erster sogenannter außerordentlicher Professor der Theologie und zunächst neben diesem Amt auch noch ordentlicher Professor der Geschichte. Wir erfahren vom «Wettstein-Handel» und nehmen zur Kenntnis, daß der große, wirklich für dauernd große Textkritiker Johann Jakob Wettstein als Mensch seinen Kollegen und Behörden gegenüber nicht gerade Größe gezeigt hat. Schließlich wurde Johann Ludwig Frey Professor für Altes Testament, der dazu in *linguis orientalibus* sattelfest war. Sein Freund Johannes Grynaeus war zuerst Jurist und darnach Theologe als «Professor der *loci communes et controversiae theologicae*», der sich in seiner Antrittsvorlesung um die rechte Art einer Kontroverse bemühte und gar schön herausarbeitete, «welche strittigen Probleme würdig seien, ernsthaft diskutiert zu werden, welche eher mit Schweigen übergangen oder nur *ἰστορίας ἕνεκα* erwähnt werden sollten».

Nach erfolgter Stiftung a. D. 1747 haben 6 Lektoren ihres

Amtes gewaltet, Jakob Christoph Beck, Johann Rudolf Buxtorf, Karl Rudolf Hagenbach, Emil Kautzsch, Rudolf Staehelin und Paul Wernle, so daß bei fast 200 Jahren auf jeden im Durchschnitt über 30 Jahre gekommen sind. Anheimelnd ist das curriculum vitae des deutschen Alttestamentlers Kautzsch aus Plauen in Sachsen, über den erzählt wird: «Auch sonst gefiel es ihm und seiner Familie in dem ‚alten heimeligen Hause‘ so wohl, daß er nicht zuletzt um dieses Hauses willen einen im Februar 1875 an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg ablehnte.»

Was geht nicht alles zu Nutz und Frommen unserer Basler Theologischen Fakultät mit ihren Dozenten und Studenten im heutigen Frey-Grynaeum ein und aus! Wir sagen nicht zu viel, wenn wir dankbar bezeugen, daß ebenso wie unser anders gestaltetes Alumneum mit seinem Vorsteher Oscar Cullmann das Frey-Grynaeum mit seinem Lektor Ernst Staehelin Mittelpunkt für unsere Fakultät und Treffpunkt für die uns besuchende theologische und kirchliche Welt gerade in dieser so zerrissenen Jetztzeit geworden ist. Wenn Johann Ludwig Frey wie andere damals eine «Peregrinatio literaria in Gottes Namen» machen und die christlich-humanistischen Beziehungen mit anderen Ländern anbahnen und pflegen konnte — nun, von diesem Charisma ist fort und fort das Frey-Grynaeum getragen bis auf diesen Tag. Aufschlußreich sind dafür auch die wohldokumentierten Belege in des Lektors gedruckten Jahresberichten, die in seinem zusammenfassenden Buch gemäß der Bescheidenheit seines Verfassers über Gebühr zurücktreten. In dem von ihm betreuten Institut gibt es nicht den «Herr-im-Hause»-Standpunkt; in die Räume der Familie Staehelin-Kutter bis in die Studierstube des Hausherrn hinein dringt die Hilfsarbeit für die notleidenden Kriegsgeschädigten und Emigranten mit allem Drum und Dran vor.

Bei alledem hat der jetzige, siebente Lektor seine akademische Hauptaufgabe kräftig gefördert, die ihm vor allem auch damit gegeben ist, daß er ohne Unterlaß das reiche Handschriftenmaterial des Instituts ordnet, katalogisiert und auswertet. Zuletzt haben ihm bei der Bestimmung einer griechischen Handschrift Bernhard Wyß und bei derjenigen einiger orientalischer Handschriften Rudolf Tschudi ihre Unterstüt-

zung gegeben. Entsprechendes gilt von Max Burckhardt, dem Vorsteher der Handschriftenabteilung der Basler Universitätsbibliothek, wo sich der ganze handschriftliche Bestand des Instituts als Depositum befindet. Durch solche gemeinsame Arbeit im Bereich der universitas litterarum werden immer neue Schätze gehoben, und das Frey-Grynaeum ist unter seinem jetzigen Lektor über die oben angedeutete Lehr- und Hilfstätigkeit hinaus mehr und mehr auch eine Forschungsstätte geworden.

Basel.

Karl Ludwig Schmidt.

Miszellen.

Alttestamentliche Wortforschung.

Zwei Fachwörter der Bausprache in Jesaja 28, 16.

1. Jes. 28, 16 ist ein viel besprochener und, so schon im NT, viel angeführter Vers, dessen erste Hälfte in den Kommentaren fast ganz übereinstimmend behandelt wird. Trotzdem ist es bis jetzt übersehen worden, daß er zwei Fachwörter der Bausprache enthält, deren Verständnis allein erst die richtige Erfassung des Ganzen möglich macht.

2. An Aenderungen des überlieferten Wortlautes ist bis jetzt in der Hauptsache das Folgende vorgeschlagen worden: a) statt jissad liest man jösöd; *König* (1926, S. 255) gibt dafür die sorgfältigste und beste Begründung; und ich stimme ihr zu; b) man streicht von den zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden äbän äbän das eine als Doppelschreibung oder als Teil einer am falschen Ort in den Text eingedrungenen Glosse (siehe unter c); diese Streichung ist verkehrt; der überlieferte Text ist in Ordnung; c) man nimmt auch an der Wortfolge müsäd mussäd Anstoß und streicht das eine der beiden Wörter; auch hier nimmt man entweder falsche Doppelschreibung oder das zweite Stück einer Glosse zu äbän böchan an (so *Marti* 1900, S. 208), welche äban müsäd gelautet hätte: diese Annahme ist nicht nur kühn, sie ist auch irrig; vielmehr ist unter Umstellung der zwei ersten Konsonanten des zweiten Wortes und unter Aufhebung der Verdopplung im zweiten Wort müsäd ümüsäd zu lesen; d) nach *Buhl* (1912, S. 380 Fußnote) haben schon *Raschi* und *Ibn Esra* an der üblichen Uebersetzung von böchan Anstoß genommen und das Wort mit bachan «Turm» zusammengebracht; den Anstoß am Herkömmlichen haben sie mit Recht genommen; seine Behebung haben sie nicht gefunden.

3. Abgesehen von den zwei kleinen Aenderungen: jösöd für jissad und ümüsäd für mussäd halte ich den Wortlaut für richtig und lese ihn metrisch, wie folgt:

hinnení jösöd bešijjōn	(3)
äbän äbän böchan	(3)
pinnat jiqrat müsäd ümüsäd	(4).